



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hellenentum und Christentum : 7. Lucian

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Einfall scheiterte. Nachdem der Putzsch in Rom völlig zu Boden gefallen war, wurde Garibaldi am 3. November bei Mentana von französischen und päpstlichen Streitkräften angegriffen, total geschlagen und nach der Rückkehr über die Grenze gefangen genommen erst in das Fort Varignano und dann nach Caprera gebracht und wohl bewacht.

Damit endete der Versuch der Patrioten, Rom zu erobern. Fast drei Jahre gingen ins Land: im Juli 1870 brach der deutsch-französische Krieg aus, und Napoleon III. zog die französischen Truppen aus Civita vecchia zurück. Am 20. September 1870 rückten hierauf italienische Soldaten, ohne Widerstand zu finden, in Rom ein. Am 1. Juli 1871 wurde die ewige Stadt der Sitz der Regierung und die Hauptstadt des Königreichs — es war Roma intangibile geworden!

Daß die Thatfache, den Schlußstein in das Gebäude nationaler Einheit zu setzen, nur dadurch möglich geworden war, daß Preußen den hartnäckigsten Gegner der Einverleibung Roms, den Kaiser Napoleon, völlig besiegte, hat Garibaldi, den phantastischen Republikaner, freilich nicht gehindert, in direktem Gegensatz zu den feurigen Versprechungen des Jahres 1867, mit seinen Freischaren Frankreich zu Hilfe zu eilen, ohne, wie bekannt, dabei kriegerische Vorbeeren zu pfücken.

Zur Beurteilung seiner Pläne im Jahre 1867 und seines Charakters trägt die von Bernhardi mitgeteilte Episode, die wir hier behandelt haben, wesentlich bei.

Riga

Ernst Seraphim



Hellenentum und Christentum

7. Lucian



änner, die wie Dio von Prusa durch philosophische Deutung den Glauben der Väter dem Volke zu erhalten und für die Sittlichkeit zu verwerthen suchten, erscheinen uns ehrwürdig. Aber so achtungswert ihre Anstrengungen sein mochten, diese waren an eine verlorne Sache verschwendet. Einer auf Mythologie gegründeten Religion ist die Grundlage in dem Augenblick entzogen, wo die Gebildeten des Volkes ihre Naivität einbüßen und zu kritisieren anfangen. Aus der Dichtung ins Begriffliche übersetzt ergiebt jeder Mythos, wie jedes Märchen und jede Fabel, reinen Unsinn, und reiner Unsinn kann niemals die Grundlage für die Religion eines denkenden Kulturvolks abgeben. Weil nach dem Erwachen des wissenschaftlichen Denkens der Unsinn klar zu Tage liegt, ist es kein Verdienst, ihn zu erkennen und zu verspotten, und hätte Lucian von Samosata, außer einigen andern Verdiensten, nicht das litterarische Verdienst, seinem Spott auf die armen, heruntergekommenen Griechengötter eine geistreiche und unterhaltende Form gegeben zu haben, so wäre er gar nicht der Erwähnung wert. Not-

Grenzboten II 1902

88

wendig war freilich seine Totengräberarbeit, denn die Überzeugung von der Unhaltbarkeit des alten Glaubens mußte allgemein werden, wenn der neue siegen sollte, aber da sie wissenschaftlich wertlos war, und da zudem Lucians Gespräche den heutigen Gebildeten wenigstens oberflächlich bekannt sind, so brauchen wir keine ausführlichen Proben davon zu geben. Wir heben nur ein paar Stellen hervor, in denen der Spott einen Gedanken von bleibendem Wert umhüllt.

Wenn Lucian in der kurzen Abhandlung über die Opfer die unwürdige Vorstellung geißelt, die sich die meisten Menschen von der Gottheit machen, namentlich, daß sie sich diese als käuflich vorstellen und Gesundheit mit einem Stierkalb, Reichtum mit vier Ochsen und eine Krone mit einer Hekatombe erkaufen wollen, so liegt darin eine Mahnung, die auch manche Fromme unsrer Zeit noch brauchen können. Im „widerlegten Zeus“ treibt Cyniskus den Götterkönig mit der Frage in die Enge, ob es wahr sei, daß, wie Homer und Hesiod sagen, das Menschenschicksal gar nicht von den Göttern, nicht einmal von ihren obersten, sondern von einer über ihnen stehenden Schicksalsmacht abhängt. Zeus mag sich winden und drehen, wie er will, und dem frechen Bengel das Maul verbieten, es nützt ihm nichts: er muß die überlegne Macht der Schicksalsgöttinnen anerkennen, wobei die Zerlegung dieser geheimnisvollen Macht in drei Weiber zu weiterm Spott Anlaß giebt. Zwei wichtige Folgerungen zieht Cyniskus; da die Götter nicht weniger Sklaven des Schicksals seien als die Menschen, so hätten sie gar keinen Vorzug vor diesen; würden sie unsterblich gedacht, so würden sie noch unendlich mehr zu beklagen sein als die Menschen, deren Lebenselend doch wenigstens ein Ende habe. Zweitens folgert er, daß die Menschen, wenn ein Fatum alle ihre Handlungen vorherbestimmt hat, weder Lohn noch Strafe verdienen. Lucian hebt also zwei Schwierigkeiten der Theologie hervor, die sich jeder denkenden Zeit, jedesmal in einem andern Gewande, aufdrängen, und die bis heute noch kein Philosoph gelöst hat. Schließlich meint der lose Bursche, das Schicksal scheine selbst unter einem unglücklichen Schicksalsstern auf die Welt gekommen zu sein; er wenigstens wolle lieber ein armer Teufel bleiben als Parze sein, unaufhörlich eine Spindel drehn und auf jedes einzelne der unmenschlich vielen Dinge achtgeben, die unaufhörlich drumgewickelt werden. Der jämmerliche Zustand des Götterstaats, an den niemand mehr recht glauben will, und dessen Bürger in Gefahr stehn, von den Menschen ausgehungert zu werden, wird im „tragischen Zeus“ ergötzlich geschildert. Der König dieses untergehenden Staates, der selber schon die Farbe seiner Leugner, der Philosophen angenommen hat und grüngelb vor Ärger geworden ist, beruft eine Vollversammlung der Götter ein, um über die Abwehr des drohenden Unterganges beraten zu lassen. Die Unvernunft des Volksglaubens, der die Götterbilder mit den Göttern identifiziert, jene bald nach dem Kunstwert, bald nach dem Materialwert schätzt, die Göttergestalten ins ungemessene vermehrt und aus allen Barbarenländern Götter zusammenschleppt, diese Unvernunft wird durch einen Rangstreit um die Plätze veranschaulicht. Zeus meint, die von Phidias und andern berühmten Künstlern angefertigten müßten oben sitzen, der häßliche Götterpöbel aber solle nur, um

die Versammlung voll zu machen, eingelassen werden und habe sich, in die Winkel zusammengedrängt, still zu verhalten. Aber freilich sieht er, von Hermes erinnert, dann ein, daß auch der Materialwert zu berücksichtigen sei; nur führt das dazu, daß die massivgoldnen Barbarengötter obenan zu sitzen kommen, da die Griechen ihre Götter meistens aus Marmor oder Erz machen, Gold und Elfenbein höchstens zur Überkleidung von Holz verwenden, das inwendig noch dazu hohl ist, sodaß sich in einem solchen Gott nicht selten eine ganze Republik von Mäusen ansiedelt. Dann beschwert sich Poseidon, daß ein hundsköpfiger Ägypter über ihm Platz genommen habe. Große Verlegenheit bereitet auch die Unterbringung des Kolosses von Rhodus. Hermes, der unermüdete Ordner, löst aber schließlich seine schwierige Aufgabe, und im schulgerechten Rhetorenstil leitet nun Zeus den Gegenstand ein, den er zur Beratung stellt. Dann erzählt er: Gestern sei er mit andern Göttern der Einladung des Atheners Mnesticus zu einem Dankopfer gefolgt — ihrer sechzehn Götter seien gewesen, der Geizhals aber habe sie mit einem einzigen zähen Hahn und vier Körnchen Weihrauch abgepeist —, und nach der Mahlzeit sei er spazieren gegangen und zur Poikile (der von Polygnotus mit Wandgemälden geschmückten Halle) gekommen. Hier sei eine große Volksmenge versammelt gewesen, die dem Streit zweier philosophischer Kampfhähne zugehört habe. Der Epikuräer Damis habe behauptet, daß es keine göttliche Vorsehung gebe, daß sich die Götter nicht um die Menschen kümmerten, ja daß es überhaupt keine Götter gebe, der Stoiker Timokles aber habe die Götter in Schutz genommen. Der Beifall der Menge sei dem Damis zuteil geworden; doch habe sich Timokles nicht für besiegt erklärt, und es sei beschlossen worden, die Disputation am nächsten Tage zu Ende zu führen. Was dieser Gefahr der Aushungrung gegenüber, die ihnen drohe, zu thun sei? Keiner wagt es, den Mund aufzuthun, nur Momus, der Gott des Spottes, tritt keck hervor und sagt den Göttern, bei der Wirklichkeit, die auf Erden herrsche, wo fast immer das Laster triumphiere und die Tugend leide, sei es gar kein Wunder, daß die Menschen nicht mehr an die Götter glaubten. Diese armen Menschen hätten sich von jeher immer selbst helfen müssen; wollten sie sich wegen der Abwehr der furchtbaren Übel, die sie bedrückten, auf die Götter verlassen, so könnten sie lange warten. Man sieht, auch diese Bemerkung reicht über die Kritik der Religionsform hinaus, mit der es Lucian zu thun hatte. Die spaßhafte Debatte, die auf den ernst zu nehmenden Vortrag des Momus folgt, entbehrt der tiefen Bedeutung. Eine solche kommt aber wieder der Disputation zwischen Damis und Timokles zu, der die Götter zuhören, nachdem die Horen die Himmelsthür aufgeriegelt und die Wolkenvorhänge beiseite geschoben haben. Lucian läßt natürlich den Epikuräer siegen und charakterisiert die beiden Parteien dadurch, daß Timokles alberne Sophismen vorbringt und in seiner ohnmächtigen Wut pöbelhaft schimpft, während Damis mit überlegener Ruhe und feinem Spott verständlich argumentiert. Schließlich tröstet Hermes den Zeus: Der Pöbel und die Barbaren bleiben uns treu. Der Skaromenipp scheint die Unmöglichkeit einer weisen Weltregierung oder wenigstens der Erhörung der Gebete darthun zu sollen; denn der kecke Wolkensummler, der in den Himmel eingedrungen ist, wohnt einer Audienz

Jupiters bei und vernimmt, daß die Menschen entgegengesetztes, darum unerfüllbares und ruchloses erfliehen. Zeus spürt es ganz gut, daß der sich harmlos stellende Ausshorcher ein Spötter und Gottesleugner ist, will ihn aber, weil gerade Festzeit ist, nicht nach Gebühr strafen, sondern ihm nur die Flügel abschneiden, und Hermes muß ihn am Ohr auf die Erde hinunter befördern. Nicht ohne tiefere Bedeutung ist auch der Anfang der Schimpfrede, mit der Timon seinem Ingrim gegen Götter und Menschen Luft macht: „O Zeus, du Freundschaftsstifter, du Beschirmer des Gastrechts, du Verbrüderer, du Familienschutz, du Blitzeschleudrer, du Wolkenjammler, und wie die Namen alle heißen, die dir die Poeten beilegen, besonders wenn sie wegen des Silbemaßes verlegen sind, denn dann müssen deine vielen Beiworte helfen, den Einsturz ihrer haufälligen Gedichte zu verhüten oder eine Lücke im Verse auszufüllen,“ was noch deutlicher wird, wenn man sich statt der deutschen Übersetzung dieser Beiwörter die griechischen Originale wie *Nephelegeretá* ansieht. Der Wörterhunger der Dichter und Rhetoren hat sicherlich viele Vorstellungen geschaffen, die nicht allein in der Religion, sondern in der gesamten Welt- und Lebensauffassung der Völker eine wichtige Rolle spielen. Heute wird diese Macht des Wortes, der Phrase, von den politischen Parteien mit Berechnung ausgenutzt; man denke an Ausdrücke wie Liebesgabe, Hungerzoll! Der ganze Dialog ist sehr schön; er zeigt unter anderm, wie undenkbar eine gerechte Verteilung der irdischen Güter ist.

Nicht bloß die Unhaltbarkeit ihrer Religion, sondern auch den Bankrott ihrer Philosophie hat Lucian seinen Zeitgenossen klar gemacht. Im Totenorakel (die Echtheit dieses Gesprächs scheint nicht über jeden Zweifel erhaben zu sein, aber es ist ganz im lucianischen Geiste geschrieben) erzählt Menippus einem Freunde, er habe als Knabe dem Homer und Hesiod ihre Göttergeschichten geglaubt, darum Ehebruch, Raub und andre Schandthaten für erlaubt und löblich gehalten, dann aber zu seiner Verwundrung erfahren, daß die Geseze das alles verbieten. Er habe nun nicht mehr gewußt, wem er glauben solle, und sich an die Philosophen gewandt. Da sei er aber vom Regen in die Traufe gekommen; denn nicht allein lehre jeder etwas andres, und widersprächen sie einander in allen Dingen, sondern auch Lehre und Leben stünden bei ihnen im schreiendsten Widerspruch gegeneinander: die den Reichtum verachten lehrten, hingen mit ganzer Seele am Gelde, prozessierten darum, wucherten, verkauften ihre Weisheit um Geld und erduldeten um des Geldgewinns willen jede Schmach. In seiner Ratlosigkeit habe er beschlossen, den Tiresias zu befragen, und ein babylonischer Magier habe ihm den Gefallen erwiesen, ihn in die Unterwelt hinabzuführen. Nachdem er deren nicht sehr erfreuliche Wunder beschaut habe, sei er zu dem böotischen Seher gekommen und habe ihm sein Anliegen vorgetragen. Dieser habe anfangs bloß gelacht und mit der Sprache nicht herausgewollt, weil es verboten sei, auf solche Fragen Bescheid zu erteilen, endlich aber ihm abseits von den übrigen Schatten ins Ohr geflüstert: Am besten und verständigsten leben die gemeinen Leute. Lege deshalb deine Narrheit ab, höre auf, nach den tiefsten Ursachen und letzten Zielen zu forschen, verachte die Syllogismen und das ganze hohle Philosophengeschwätz, bemühe

dich nur, deine täglichen Geschäfte gut zu erledigen, lache über alles andre und nimm nichts in der Welt allzu ernst. Diese Weisheit predigt Lucian auch in dem Totengespräch zwischen dem Satiriker Menippus, den er sehr viel verwendet, und Chiron. Menippus fragt den weisesten aller Centauren, warum er, da er doch ein Gott sei, habe sterben wollen. Der antwortet, weil ihm das ewige Einerlei des irdischen Lebens und der irdischen Genüsse — immer dieselbe Sonne, derselbe Mond, dieselben Speisen — unerträglich geworden sei; nur der Wechsel der Genüsse erhalte genußfähig. Ja, sagt Menippus, ist denn das Schattenleben hier so gar abwechslungsreich? Wenn du das Einerlei nicht erträgst, wirst du bald wieder anderswohin verlangen. Was soll man da thun? fragt Chiron. Genießen, was der Augenblick bietet, und grundsätzlich keine Lage für unerträglich halten. Da hätten wir ein Gemisch von feinem Epikuräismus und gemildertem Stoizismus, etwa im Sinne des Horaz und des Buches Kohelet, nur daß dieses bei jedem Genuß an das göttliche Gericht zu denken mahnt; doch verwirft auch Lucian, ohne sich vor einem jenseitigen Richter zu fürchten, jeden Frevel. Eines seiner Epigramme lautet (in der Übersetzung von Pauly): Einstens stirbst du gewiß; so gebrauche denn, was du besitzest; aber, als lebstest du lang, brauche mit sparerer Hand! Weislich handelt der Mann, der dieses wie jenes bedenket, gebrauchend und sparend zugleich, nimmer des Maßes vergißt.

Lucian wird nicht müde, am Bankrott der Philosophie beide Seiten zu beleuchten. Die eine hatte schon Horaz verspottet; es mag aber freilich in den zwei Jahrhunderten, die zwischen diesem und Lucian liegen, noch bedeutend schlimmer damit geworden sein. Zu dessen Zeit waren die Philosophen ein nichtsnutziges Gefindel von Schmarozern, die mit langem, struppigem Bart, in einem schmutzigen Mantel und mit einem schlechten Ranzen einhergingen, nichts konnten, als die abgedroschene Weisheit der alten Meister immer wieder herunterleiern, dieselben lächerlichen Thesen verteidigen und mit denselben unnützen logischen Kunststückchen prunken. Hinter der durchsichtigen Kulisse ihres asketischen Außern und ihres hohlen Pathos frönten sie jedem Vaster; um Geld verkauften sie sich skrupellos dem Meistbietenden, und um ein Plätzchen am Tisch eines Reichen, wo sie ihrer Freßgier in ekelhaftester Weise frönten, behaupten zu können, erduldeten sie jede Schmach. Im „Fischer“ beißen diese Wichte auf den Goldköder augenblicklich an, und als in demselben Dialog die Philosophen vor den Richterstuhl der Tugend, der Philosophie und der Gerechtigkeit gerufen werden, wagen sich nur sehr wenige heran. Freimund, Wahrmonds Sohn, d. i. Lucian selbst, sagt, der Gerichtsherald verstehe seine Sache nicht, er wolle es besser machen. Und er verkündigt nun: Wer sich einen Philosophen nennt, der komme auf die Akropolis zu einer Spende! Jeder erhält zwei Minen und einen Sesamkuchen, und die die längsten Bärte haben, kriegen noch ein Stück Feigenmus zu; die Mäßigkeit, Enthaltbarkeit und Gerechtigkeit könnt ihr zu Hause lassen, aber wenigstens fünf Syllogismen muß jeder mitbringen. Auf diese Einladung hin kommen sie nun in Scharen geströmt, und jeder fordert mit Berufung auf seinen Sektennamen ungestüm seinen Anteil. Wie aber die Philosophie auftritt und ihnen eröffnet, daß es

sich nicht um eine allgemeine Spende, sondern um die Aussonderung der echten Philosophen und das Gericht über die unechten handle, da laufen fast alle wieder fort. Ein Cyniker verliert auf der Flucht seinen Bettelsack, und darin findet man nicht Schwarzbrot und Bücher, sondern Goldstücke, wohlriechende Salbe, einen Spiegel und Würfel. Die andre Seite der Sache wird sehr ernsthaft im Hermotimus behandelt. In dessen Person stellt Lucian den wirklichen Wahrheitsfreund dar, der mit unermüdlichem Eifer und opferfreudigem Verzicht auf Genuß Philosophie studiert und sich mit rührendem Glauben der Leitung seiner Lehrer anvertraut; solche muß es also gegeben haben, und solche werden das Salz der Christengemeinden gewesen sein. Justinus, der Märtyrer und Apologet, ein Zeitgenosse Lucians, erzählt, wie er, vom Drange nach Wahrheit getrieben, aus einer Philosophenschule in die andre gelaufen sei, aber in keiner Befriedigung gefunden habe. Dieselbe Erfahrung hat Lucian gemacht, der unter dem Namen Lycinus dem Hermotimus beweist, daß es unmöglich sei, auf dem Wege, den die Philosophen zeigen, zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen. Justinus hat nun zuletzt einen christlichen Lehrer gefunden, der ihm doch noch einen gangbaren Weg zu zeigen vermochte. Lucian hat dieses Glück nicht gehabt und mußte deshalb auf alle Philosophie verzichten. Entschließe dich, mahnt er zuletzt den Hermotimus, den Rest deiner Tage als ein nützliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft zu verleben, und entschlage dich deiner abenteuerlichen und windigen Hoffnungen. Hätte Lucian einen erleuchteten Christen gefunden, so würde er vielleicht den Weg des Justinus gegangen sein. Wenn du, läßt er den Lycinus zu Hermotimus sagen, einen Meister fändest, der das Gewisse vom Ungewissen zu unterscheiden und das Wahre mit unumstößlicher Gewißheit darzuthun vermöchte, so wärest du aller Sorge und aller weitem Mühen überhoben. Und bei einer andern Wendung des Gesprächs: Hast du je einen echten Stoiker gesehen? Die Christen erfreuten sich eben eines Meisters, der seine Lehre gelebt hatte, und der den Seinen das Gefühl einzulösen vermochte, daß die wenigen Sätze, in denen er Gottes Wesen und unser Verhältnis zu ihm beschrieben hatte, unbedingt wahr und gewiß seien; darin lag ihre Stärke und die Bürgschaft ihres Sieges. Übrigens hat Lucian die Philosophie nicht in Bausch und Bogen verurteilt. Zwar verdächtigt er sogar den Sokrates, den Plato und den Aristoteles, aber er leugnet nicht, daß es echte Philosophen gebe, worunter er allerdings nicht Erforscher der tiefsten Gründe, sondern nur Männer versteht, die tugendhaft leben, ihre eignen Angelegenheiten weise ordnen und ihren Nebenmenschen nützen. Es gebe auch jetzt noch einzelne, versichert er, und zweien von ihnen, die er selbst kennen gelernt hat, dem Demonax und dem Nigrinus, errichtet er in den gleichnamigen Schriften litterarische Denkmäler. An beiden lobt er, daß sie nicht durch Absonderlichkeiten Aufsehen erregt, sondern im Äußern wie gewöhnliche Menschen gelebt hätten. Den Diogenes schätzt er höher, als der Vater der Bettelphilosophen wahrscheinlich verdient. In einem Totengespräch zwischen Krates und Diogenes, das die damals so häufige Erbschleicherei verhöhnt, läßt er den ersten sagen: Ich habe dergleichen so wenig nötig gehabt wie du, Diogenes, denn ich habe von dir das Erbteil erhalten, das dir

Antisthenes vermacht hatte, ein Erbteil, das mehr wert ist als alle Herrlichkeit des Perserkönigs, nämlich Weisheit, Genügsamkeit, Wahrheitsliebe, Freimut und Unabhängigkeit. Im „Tyran“ beschaut Rhadamanthus die Seelen, um die Brandmale zu suchen, die ihnen ihre Laster und Schandthaten aufgedrückt haben. Bei Cyniskus sind Spuren von solchen zu sehen, und der Höllenrichter fragt, womit er sie getilgt habe; die Antwort lautet: Mit dem Studium der Weisheit. Sogar in ihrem damaligen jämmerlichen Zustande erscheint dem Lucian die Philosophie nicht ganz ohne Nutzen. Im Doppelt Angeklagten läßt er den Hermes sagen, die Philosophie habe wenigstens das Gute, daß sich die Menschen des Schlechten ein wenig schämten, auf Bewahrung des Scheins bedacht seien und darum mäßiger sündigten. Die Philosophie an sich sei ja überhaupt ganz vortrefflich; wenn sie die Welt nicht sehr bessere, so liege das daran, daß sehr wenige im philosophischen Farbkessel ordentlich durchgefärbt würden; die übrigen blieben zu kurze Zeit drin oder tunkten gar nur einen Finger ein. Am schmerzlichsten mochte die Junft das beleidigende Gespräch empfinden, worin die Vertreter der philosophischen Sekten an den Meistbietenden versteigert werden. Von den darin vorkommenden Witzgen gefällt mir am besten der, daß Aristipp, der Genußkünstler, nicht weggeht, weil niemand einen so kostspieligen Sklaven haben mag. Lucian hielt es doch für geraten, diesem Dialog den „Fischer“ nachzuschicken, worin er glaubhaft zu machen sucht, daß er der aufrichtigste Freund der echten Philosophie sei und ihr durch Geißelung der Unwürdigen, die sie in Verruf bringen, den größten Dienst erweise.

So viel von Lucians Totengräberarbeit! Seine Werke sind aber für unsern Zweck noch aus dem Grunde wichtig, weil darin die allgemeine Verbreitung der Gemütsverfassung, die den geeigneten Nährboden für das Christentum abgab, vielfach bezeugt wird. Er donnert gegen die Reichen und redet bei jeder Gelegenheit den Armen das Wort. Dieses Gold und Silber, diese Paläste, läßt er einen Cyniker sagen, diese kunstvoll gearbeiteten Gewänder, diese kostbaren Geräte, mit wie viel Ungemach der Arbeitenden muß das alles erkaufte, wie viel Mühen und Gefahren müssen deswegen bestanden, wie viel Menschenleben geopfert werden; an all dem klebe Blut und saurer Schweiß. Sogar in der Hölle bevorzugen die Götter noch die Armen vor den Reichen, indem sie ihnen, wie wir im Totenorakel erfahren, Ruhepausen gönnen, während die Reichen und die Tyrannen unaufhörlich gepeinigt werden. Der Arme, der namentlich in der Person des Glückshusters Mycill verherrlicht wird, ist sowohl im Leben wie im Tode und in der Unterwelt glücklicher als der Reiche. Von dem Elend der Reichen überzeugt der Hahn, in dessen Leibe die Seele des Pythagoras steckt, den Mycill so vollständig, daß dieser für die Schätze des vordem beneideten Nachbars dankt und lieber bei einem Verdienst von zwei Obolen täglich leben als reich sein will. Er stirbt mit Freuden, weil er auf Erden nichts zu verlieren hat, lacht über die andern Schatten, die sich wie wahnsinnig dagegen sträuben, ihrer Reichtümer, Ehren und Herrschaftsrechte entkleidet und nackt in die Unterwelt geschickt zu werden, und tritt mit heitrem Zuversicht vor den Richter, weil an seinem reinen Leibe keine Schandflecke

zu sehen sind. Im Totenorakel läßt Lucian ein scharfes Dekret der unterirdischen Mächte gegen die Reichen abfassen: während ihre Leiber in der Unterwelt gepeinigt werden, sollen die Seelen in Efel fahren und aus einer Generation von Eseln in die andre übergehend hundertfünzigtausend Jahre als Lasttiere von Armen getrieben werden, dann erst soll es ihnen erlaubt sein, zu sterben. In den Saturnalien bedauert Saturn, daß es, seitdem er die Herrschaft seinem Sohne Zeus abgetreten hat, auf Erden so wüßt und ungerecht zugehe; aber er könne dagegen nichts thun; nur an den Saturnalien, die die Unterschiede auf kurze Zeit aufheben, sei er Herrscher, und da verlange er nun allerdings, daß seine Gesetze gehörig ausgeführt werden; er tadelt darum die Reichen, daß sie sogar in dieser Zeit, die über alle Freude und Glück verbreiten soll, die Armen verächtlich behandelten und karg abspeisten, worauf dann freilich die Reichen erwidern, die Armen kriegten niemals genug und würden unverschämt, wenn man sie nicht kurz halte.

Den Nigrinus läßt Lucian die Athener loben, daß sie auch in der Geringschätzung des Reichthums, in der Milde gegen die Armen und in der Ablehnung alles Prokentums die guten Traditionen einer wahrhaft philosophischen Lebensführung bewahrt hätten. An den Panathenäen sei einmal beim Kampfspiel ein Bürger festgenommen worden, weil er in einem bunten Gewande erschienen sei (weiß war die vorgeschriebne Farbe); die ganze Versammlung aber habe einstimmig den Richtern zugerufen: Verzeiht diesem Manne seinen Anzug, er hat keinen andern! Nirgend sonstwo könne man in solcher Ruhe studieren und dabei bescheiden leben wie in Athen; wer Reichthum, Macht, Glanz, ein ausschweifendes Leben und die Ergötzungen des Pöbels liebe, für den sei diese Stadt kein passender Aufenthaltort. Geistliche, die über die Vergänglichkeit alles Irdischen und über den Unwert aller irdischen Güter deklamieren wollen, können, wenn es ihnen an eignem Gedankenvorrat fehlt, den Stoff ebenso gut aus Lucian wie aus der Bibel und aus alten Predigtbüchern beziehen. Mögen die Bewohner der Unterwelt als Schatten oder als Gerippe beschrieben werden, in jedem Fall hat keiner vor dem andern etwas voraus, sie sind alle gleich (bis auf die ungleichen Strafen; von Folgerichtigkeit ist ja bei diesen Phantasien keine Rede), und auch das bedeutet wieder einen Triumph der Armen. Zur Abwechslung wird dann wieder von verschiedenen Beschäftigungen der Schatten gesprochen: König Philipp slikt Schuhe um kargen Lohn, Perserkönige und griechische Tyrannen gehn betteln. Ein hübscher Einfall Lucians ist von Spätern viel variiert worden. Das Leben ist eine große Maskerade, ein Festzug oder eine Theateraufführung. Die Glücksgöttin hängt dem Menschen, der an sich ein ganz nichtiges Wesen ist, irgend einen Maskenanzug um, sodas er als König oder Feldherr oder schöner Jüngling oder schönes Weib einherstolzert, oder als Mißgestalt Lachen erregt. Im Tode werden alle entkleidet und erscheinen in ihrer natürlichen Armseligkeit. Nicht selten nötigt die launehafte Tyche schon vor dem Ende der Komödie eine schöne Maske, die Herrlichkeit abzulegen oder mit einer unscheinbaren oder häßlichen die Rolle zu tauschen. Im ersten Totengespräch läßt Diogenes dem Menipp sagen, wenn er droben genug über die Lebenstragikomödie gelacht haben werde, möge er nur herunter-

kommen, da werde er erst recht lachen, denn erst nach dem Tode erkenne man die Lächerlichkeit des irdischen Treibens in ihrer vollen Größe.

Die Liebe zu den Armen, das Mitleid mit ihnen und der Glaube, daß das inwendige Himmelreich nicht bloß ohne irdischen Reichtum erbaut werden kann, sondern sogar in — nicht bettelhafter — Armut am besten gedeiht, das sind wesentliche Bestandteile der neutestamentlichen Religion. Der Verachtung der irdischen Güter ist jedoch schon ein bedenkliches Element beigemischt. Sowohl das Alte wie das Neue Testament fordert, daß wir die natürlichen Güter als gute Gaben Gottes schätzen, nach seinem Willen treu verwalten und mit Dank gegen ihn genießen, was alles die Verachtung ausschließt. Nur im Verhältnis zu den höhern Gütern der sittlichen Vollkommenheit und göttlichen Gnade sollen wir das Weltliche gering achten, und in der Zeit der Begründung und ersten Verbreitung des Christentums mußte freilich diese Geringschätzung stärker hervortreten, als an sich wünschenswert ist, weil das Bekenntnis zu der neuen Religion sehr häufig den Verlust des Vermögens und der Angehörigen nach sich zog und sogar das Opfer des Lebens forderte. Bei den Christen erzeugte also die Praxis die Askese, die den Heiden als theoretische Forderung vertraut war und vielfach zum Schein geübt wurde. Später wurde die heidnische Theorie von der Kirche förmlich angenommen und im Mönchstum organisiert, das allerdings zeitweise den praktischen Bedürfnissen der Christenheit so sehr entsprach, daß ohne die großen alten Orden unsere heutige Kultur gar nicht vorhanden sein würde, und daß sich im neunzehnten Jahrhundert der Protestantismus veranlaßt gesehen hat, das Ordensleben nachzuahmen und ihm eine neue Form zu geben. Noch bedenklicher waren zwei andre Eigentümlichkeiten, in denen sich das Christentum mit dem Zeitgeist berührte: der Höllenglaube und der Wunderglaube. Die Unterwelt, die die Phantasie des spätern Griechentums so lebhaft beschäftigt hat, spielt bei Lucian eine große Rolle, natürlich nicht darum, weil er selbst an sie geglaubt oder sich vor ihr gefürchtet hätte, sondern weil sie ihm bequeme Einkleidungen seiner Satiren darbot. In dem Aufsatz über die thörichten Trauergebräuche sagt er ganz offen, daß er die Unterwelt für ein Märchen, für eine Erfindung der Dichter hält, und was er den verstorbnen Sohn dem jammernden Vater antworten läßt, beweist, daß er den Tod als Vernichter des Lebens und Erlöser von allen Übeln für ein Glück hält. Wenn der Verstorbnne hören könnte, was der Vater jammert, und wenn er Bewußtsein hätte, meint Lucian, würde er den Vater schelten, daß dieser ihn nicht vielmehr glücklich preist. Und dennoch — was nun folgt, wollen wir in Wielands freier Übersetzung anführen, weil es auf die in einer neutestamentlichen Erzählung erwähnten Klagenweiber ein helleres Licht wirft —, und dennoch „schreien und lamentieren die thörichten Leute und lassen sogar noch einen eignen Vorheuler kommen, der das als Profession betreibt und einen großen Vorrat alter Sammergehichten zur Hand hat, um ihre närrische Betrübniß in Atem zu erhalten; so oft sie nachlassen, fängt der Kerl aus vollem Halse wieder an, und das ganze Trauerhaus heult in dem Tone, den er angegeben hat, hinterdrein, sodaß man einen Theaterchor mit seinem Vorsänger zu hören glaubt, die dafür be-

zahlt werden, die lächerlich tragische Posse zu spielen.“ So wenig wie möglich mit dem Leichnam hermachen, erscheint unserm Satiriker als das vernünftigste, die ägyptische Einpökelung aber als das dümmste und widerwärtigste. Im widerlegten Zeus hält der kecke Cyniskus dem Götterkönig die auf Erden herrschende Ungerechtigkeit vor; Zeus erwidert dem Tadler der Weltregierung, er möge doch an die jenseitigen Belohnungen und Strafen denken. Cyniskus aber meint: Nun, ob es so etwas giebt, wie das, was die Dichter davon erzählen, werde ich ja erfahren, wenn ich tot bin. Vorläufig wünsche ich mir für die kurze Lebenszeit Wohlergehen auf die Gefahr hin, daß mir drunten die Leber von Geiern abgefressen wird, und es fällt mir nicht ein, hienieden mit Tantalus zu dürsten, um dann in den elyrischen Gefilden mit den Heroen zechen zu können. Die Christen jener Zeit dachten mehr an die Seligkeit des zukünftigen Gottesreichs als an die Höllepein; erst später haben sich die Theologen, die Prediger und die christlichen Dichter darauf verlegt, nach den heidnischen Vorbildern höllische Hentkerzzenen auszumalen.

Ein Wunder wenigstens, das der Auferstehung Christi, ist für die Begründung des Christentums unentbehrlich gewesen, und an Heilwundern, wunderbaren Errettungen und himmlischen Erscheinungen fehlt es weder im Neuen Testament noch in den Märtyrerlegenden. Aber von gemeinem Spuk, von Zauberei und Gaukelei ist die älteste Kirche frei gewesen; sie hat diese Dinge bekämpft. Jedoch gehört ein feiner Geist dazu, auf diesem Gebiete das Reine vom Unreinen zu unterscheiden, und die Wunder der alten Kirche konnten ebensowohl den Pöbel, der darin etwas ihm Verwandtes sehen mußte, anziehen, wie die Skeptiker verleiten, das Christentum für einen gewöhnlichen Aberglauben zu halten. Wie es im Heidentum, und zwar nicht bloß unter dem gemeinen Volke aussah, erfahren wir aus dem Lügenfreund. Tychiades besucht den frankten Eukrates, einen wohlhabenden ältern Mann, der sich viel mit Philosophie beschäftigt. Tychiades trifft denn auch mehrere Philosophen verschiedener Richtung bei ihm, und diese Männer unterhalten sich nun mit der Erzählung von gegliückten Sympathiekuren, Zauberstücken, Spukgeschichten und überbieten einander im Altweiberunsinn. Auch die Geschichte von den wasserholenden Besen und Mörserkeulen, die Goethe im Zaubrerlehrling zu einer Allegorie verwandt hat, ist dabei. Tychiades sagt den Herren entrüstet, sie möchten solches Zeug wenigstens nicht vor Knaben erzählen — die Söhne des Eukrates kamen gerade aus der Palästra und setzten sich zum Vater aufs Bett — und die Gemüter der jungen Leute mit düstern Bildern, mit Angst und Schrecken und thörichtem Wahnglauben erfüllen. Einer der „Philosophen“, Dinomachus, sagt ihm: Du glaubst wohl gar nicht an die Götter? Tychiades antwortet: Man kann sehr wohl an die Götter glauben, ohne an solchen Unsinn zu glauben. Ich verehere die Götter und sehe, daß sie heilen, nämlich durch geeignete Heilmittel, nicht wie eure Zauberer mit Mäusezähnen und dergleichen.

In einer der erzählten Wunderkuren kommt ein Ausdruck vor, der die Echtheit der Lokal- oder vielmehr Zeitfarbe der neutestamentlichen Erzählungen verbürgt, in denen Jesus spricht: Nimm dein Bett und wandle! Im elften Kapitel des Lügenfreundes heißt es: ἀράμενος τὸν σιλίποδα ᾤχετο ἐς τὸν ἀγρὸν ἀπλών;

Matth. 9, 5: ἔξρον σου τὴν κλίνην; Joh. 5, 8: ἔξρον τὸν κράββατόν σου. Aus der Verschiedenheit des Wortlauts sieht man zugleich, daß Lucian nicht etwa die evangelischen Erzählungen hat verspotten wollen, die er nicht gekannt haben wird; sonst hätte er sich gewiß die Gelegenheit nicht entgehn lassen, durch Benützung des Wortlauts der Evangelien den Christen eins zu versetzen. Wieland schickt dem Lügenfreund eine Bemerkung voraus, die heute, im Jahre 1902, noch so zeitgemäß ist wie 1788, wo sie im Druck erschien: „Vor etwa fünf- undzwanzig Jahren brauchte man sich nur in das Zimmer irgend eines alten schwachköpfigen Grafen oder Herrn in Schwaben, Bayern oder Österreich zu denken, statt der sogenannten Philosophen Son, Dinomachus usw. einen bocksbärtigen Kapuziner, einen wohlbeleibten Prämonstratenser oder stark kolorierten Bernhardiner, einen hageren habichtsnasigen Jesuiten und allenfalls noch einen verbgläubigen Karmeliter um ihn herumzusetzen, und sie aus Veranlassung einiger Millionen Teufel, die unlängst von einer mondsüchtigen Bauernbirne abgetrieben worden, in ein Gespräch über dergleichen erbauliche Dinge geraten zu lassen, um ein herrliches Gegenstück zu diesem lucianischen Gemälde zu haben. [Daß nicht ganz hundert Jahre vor 1788 dergleichen Gespräche in den Stuben der Theologen und Juristen zu Sena, Halle, Kopenhagen und Edinburg an der Tagesordnung gewesen waren, scheint Wieland nicht gewußt zu haben.] Aber seit dieser Zeit haben sich die Umstände sehr geändert. Man kann sich jetzt mitten unter lauter Protestanten in das Zimmer des Eukrates versetzt sehen; und die Geisterseher, Zauberer, Mystagogen, Hermesschüler, Magnetisierer, Desorganisierer und Exaltierer der menschlichen Natur, kurz alle Arten von Adepten und Wundermännern spielen eine so große Rolle gegen das Ende unsers Jahrhunderts, daß die Son und Eukrates, wenn sie wiederkommen könnten, sich genötigt sehen würden, die großen Vorzüge der Neuern vor den Alten und unsrer aufgeklärten Zeit vor dem Zeitalter der Antonine auch in diesem Stück demütig einzugestehn.“

Lucian hat ein reichliches halbes Jahrhundert nach Dio von Prusa geschrieben, und in dieser Zeit waren die Christen doch schon so zahlreich geworden, daß sie einem vielreisenden Litteraten nicht ganz verborgen bleiben konnten. Aber so hoch war ihre Bedeutung noch nicht gestiegen, daß sich Lucian veranlaßt gesehen hätte, ihren Glauben zu studieren und sie in seinen Schriften als eine wichtige Erscheinung zu behandeln. Aus den wenigen Stellen, wo er sie erwähnt, erkennt man, daß er sie für eine der zahllosen orientalischen Sekten gehalten hat, mit denen sich zu befassen nicht der Mühe lohne. Die Teufelsaustreibung, die im Lügenfreund „der bekannte Syrer aus Palästina“ vornimmt, „der sich auf dergleichen versteht“ (τὸν ἐπὶ τοῦτων σοφιστήν), rechne ich nicht zu diesen Stellen, obwohl die Erzählung stark an die Heilung des mondsüchtigen Knaben Markus 9, 16 erinnert. Ich denke mit Wieland: Hätte Lucian einen Christen oder gar Christus selbst gemeint, so hätte er es gesagt; es gab eben doch viele Götzen in Syrien. Die Schriften, in denen er — aber nur gelegentlich — von den Christen spricht, sind bekanntlich die über den Tod des Peregrinus und die Biographie des Lügenpropheten Alexander von Abonoteichos. Die erste soll wahrscheinlich ein indirekter Angriff auf das Christentum

sein; denn sie macht die Selbstverbrennung des Peregrinus lächerlich und diesen selbst verächtlich; er habe die heroische That bloß aus wahnsinniger Eitelkeit angekündigt und bis zum letzten Augenblick gehofft, seine Verehrer würden ihn vom Scheiterhaufen zurückreißen. Es scheint also, daß Lucian die Erzählung mit zu dem Zweck geschrieben hat, den Heroismus der christlichen Märtyrer herabzusetzen. Doch das ist ungewiß. Von Wichtigkeit ist nur die christliche Episode aus dem Leben des Peregrinus. Nach einer lasterhaft verlebten Jugend habe dieser Mann (ob ihn Lucian verleumdet, wird wohl heute nicht mehr zu ermitteln sein) die bewundernswürdige Weisheit der Christianer erlernt bei ihren Priestern und Schriftgelehrten in Palästina. In kurzer Zeit habe er sie alle überholt und sei ihr *προφήτης και διασώχης και ζυναγωγός* und alles in allem geworden (Lucian kennt also nicht einmal die Amtsnamen der christlichen Gemeindevorsteher und Gemeindebeamten). Er habe ihre Bücher erklärt und selbst viel geschrieben, sei als Gesetzgeber angesehen und zum Vorsteher (*προστάτης*) ernannt worden. „Die Christen verehren nämlich noch jenen großen Mann, der in Palästina gekreuzigt worden ist, weil er diese neuen Mysterien (*τελετήν*) eingeführt hat.“ Desselben Vergehens wegen, erzählt Lucian weiter, wurde nun Peregrinus selbst ins Gefängnis gesetzt, was seinem Ehrgeiz diene, indem es ihm zu großem Ansehen verhalf. Die Christen erachteten seine Einkerkelung für ein Unglück und setzten alles in Bewegung, ihn zu befreien. Während er gefangen saß, genoß er die sorgfältigste Pflege; schon am frühen Morgen wurde sein Gefängnis von alten Weibern, von Wittwen und Waisen umlagert. Die unter ihren Glaubensgenossen angesehensten erkaufte sogar durch Bestechung das Vorrecht, bei ihm zu übernachten. Man schaffte Mahlzeiten hinein, las die heiligen Schriften und nannte den teuern Peregrinus den neuen Sokrates. Bis aus der Provinz Asien kamen Christen, ihm zu dienen. „Denn bei solchen Vorfällen ihres Gemeindelebens bieten sie einen erstaunlichen Eifer auf.“ Und viel Geld, reichliches Einkommen hat dieser Eifer dem Peregrin noch nach seiner Befreiung eingebracht. (Der philosophisch gebildete Statthalter begnadigte ihn, weil er die Christen für harmlose Narren hielt.) „Denn diese Tröpfe haben sich einreden lassen, daß sie unsterblich seien und ewig leben werden; deswegen verachten sie den Tod, und viele opfern sich freiwillig. Dann hat ihnen ihr erster Gesetzgeber eingeredet, sie seien alle Brüder untereinander geworden, sobald sie die griechischen Götter verleugnet haben und jenen ihren gekreuzigten Sophisten anbeten. Sie verachten alles (Irdische) und halten alles für Gemeingut. Jeder Gaukler kann sich an ihrer Einfalt leicht bereichern und sie dann auslachen.“ Wir erfahren dann noch, daß sie den Peregrin exkommuniziert haben. Sie werden ihn eben durchschaut haben, denn sie waren durchaus nicht dumm. Das gesteht Lucian selbst unüberlegterweise ein, denn er erzählt in der Lebensbeschreibung des Lügenpropheten Alexander, daß dieser neben den (dem Lucian teuern) Epikuräern die Christen für seine größten Feinde erklärt und geklagt habe, ganz Pontus wimmle von Atheisten und Christen, die schändliche Verleumdungen gegen ihn austreuten. Bei seinen Mysterien ließ er ausrufen: „Wenn etwa ein Atheist, ein Christ oder ein Epikuräer als Zuschauer gekommen ist, der

möge sich entfernen! Wer aber dem Gotte glaubt, der soll zu seinem Heil die Mysterien feiern!" Darauf wurden die Verdächtigen hinausgetrieben. Alexander rief: Hinaus mit den Christen! Die Menge aber fügte hinzu: Hinaus mit den Epikuräern! Außer Leuten wie Lucian waren also die Christen die einzigen, die sich von dem Gaukler nicht anführen ließen, dem alles zu lief, und dem sogar in Rom angesehene Männer huldigten. Man sieht aus alledem, daß Lucian nicht gerade ein erbitterter Feind der Christen gewesen ist; wäre er es gewesen, so hätte er sich mehr Mühe gegeben, ihr Leben und ihre Lehre kennen zu lernen, und hätte mehr gegen sie geschrieben. Wenn, wie man gewöhnlich annimmt, der Celsus, auf dessen Bitte er den Lügenpropheten entlarvt hat, derselbe Celsus wäre, der einen von Drigenes abgewehrten ernsthaften wissenschaftlichen Angriff gegen das Christentum gerichtet hat, so müßte man es verwunderlich finden, daß Lucian nicht von seinem Freunde einigermaßen in die christliche Lehre eingeweiht worden sei. Der Name Sophist, den er Jesus giebt, war übrigens damals kein Schimpfwort, sondern die Bezeichnung eines angesehenen Standes. Christ schreibt in seiner griechischen Litteraturgeschichte (Band 7 des von Swan von Müller herausgegebenen Handbuchs der klassischen Altertumswissenschaft) S. 748 von Lucian: „Die heitere Klarheit und Schönheit des Hellenentums gegen die Dunkelmänner und Halbbarbaren zu schützen, war der Kern seiner Thätigkeit. Der aufgehenden Sonne des Christentums stand er allerdings feindlich gegenüber, aber nur, weil er den Kern der neuen, welterlösenden Lehre nicht kannte und es deshalb nur für eine philosophische Sekte hielt.“

Zum Schluß mag noch an eine Äußerung Lucians erinnert werden, die zu unserm Gegenstande mittelbar in Beziehung steht. Von der Abhandlung: Wie soll man Geschichte schreiben? ist vor einiger Zeit in den Grenzboten gesagt worden, sie sei nicht viel wert. Und in der That ist Lucians Begriff von Geschichtschreibung der ärmlichste, den man sich denken kann. Sehr natürlich: wo nichts geschieht, da giebt es keine Geschichte und keinen Begriff von Geschichte. Außer der Einführung des Christentums, dessen Bedeutung den Augen der Weltweisen verborgen blieb, geschah damals nichts, was Bedeutung für die Zukunft gehabt hätte. Diese Leere wurde empfunden. Lucian sagt, über jeden kleinen Krieg seien die Geschichtschreiber heißhungrig hergefallen; der Streit scheine also auch auf diesem Gebiet der Vater aller Dinge zu sein. Das ist er in der That. Und es handle sich, meint er dann, nur um Kriege von Barbaren untereinander, „denn uns wird wohl niemand mehr anzugreifen wagen.“ Und als das dann die Barbaren wagten, da bedeutete es den Untergang der alten Welt. Diese ist, wie Otto Seeck gezeigt hat, untergegangen, weil sie keine Aufgabe mehr zu lösen hatte, von keinem Streit mehr bewegt wurde, aus dem etwas Neues hätte geboren werden können, nur noch leeres Stroh drusch. Und weil ihr Untergang die Vorbedingung für die Entstehung einer neuen Welt war, in die das Christentum einführen sollte, gehört auch jene Äußerung Lucians, seine dürftige Auffassung der Geschichtschreibung zu unserm Thema.

